



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2013

**Neue und neueste Versuche einer allgemeinen Erzähltheorie. Zu Fritz Breithaupts
und Albrecht Koschorkes Studien**

Messerli, Alfred

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-92162>
Journal Article

Originally published at:

Messerli, Alfred (2013). Neue und neueste Versuche einer allgemeinen Erzähltheorie. Zu Fritz Breithaupts und Albrecht Koschorkes Studien. Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte, 9(9):165-174.

Alfred Messerli

Neue und neueste Versuche
einer allgemeinen Erzähltheorie
Zu Fritz Breithaupts und Albrecht Koschorkes Studien

Die klassische Narratologie oder Erzähltheorie entstand, wie allgemein bekannt, in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts im Rahmen des Strukturalismus und der Semiotik, will man einmal von Klassikern wie Vladimir Propp und Michail Bachtin absehen, die schon vor diesem Zeitraum ihre Analysen vorlegten. Neben Roland Barthes, Algirdas J. Greimas, Claude Bremond, Umberto Eco, Tzvetan Todorov und Christian Metz war es vor allem Gérard Genette, dem wir eine ›praktikable‹ Theorie der literarischen Erzählung und eine systematische Taxonomie verdanken und so seltsam klingende Neologismen wie etwa *Analepse* (nachträgliche Darstellung eines Ereignisses, das zu einem früheren Zeitpunkt stattgefunden hat als dem, den die Haupthandlung gerade erreicht hat), *autodiegetische Erzählung* (Autobiografie) oder *Fokalisierung* (die Perspektivierung der Darstellung relativ zum Standpunkt eines wahrnehmenden Subjekts).¹ Das erklärte Ziel dieser strukturalistischen Erzähltheorie war die Entwicklung einer eindeutigen und kohärenten Metasprache »zur Beschreibung der Konstituenten, Relationen und Strukturen narrativer Texte«. ² Wenn nun neuerdings ihr Ungenügen festgestellt und eine Erweiterung des deskriptiven »Wie wird erzählt« um das funktionale »Wozu wird erzählt« gefordert und erprobt wird, so ist zunächst einmal kritisch daran zu erinnern, dass das hartnäckige Ignorieren von Genettes *Discours du récit* von 1972 in der deutschen Literaturwissenschaft (die Übersetzung ins Deutsche erfolgte erst 1994) sich aus eben den Kritikpunkten speiste – nämlich seine textimmanente, formalistische Analyseweise –, ³ die seit der Jahrtausendwende, nach einer kurzen Hochzeit, nun neuerdings gegen ihn angeführt werden. An Stelle einer bloßen Beschreibung statischer Textmerkmale geht es jetzt darum, die Rezeption als Teil der Narration einzubeziehen und »die dialogische Beziehung zwischen Texten und ihren kulturellen Kontexten in das Zentrum des Interesses« zu rücken. ⁴ Die klassische strukturalistische Erzähltheorie vermöge zwar unterschiedliche Formen von Erzählungen sehr genau zu beschreiben. Aus dieser Beschreibung ließe sich jedoch die Funktion »der jeweiligen Form in konkreten Texten noch nicht ableiten.« ⁵ Begreife man Erzählungen als Teil eines »übergreifenden Wirklichkeits- und Selbstdeutungsprozesses einer Kultur«, dann ergebe sich daraus die Notwendigkeit, die »kulturelle Einbettung und historische

Wandelbarkeit« dieser Texte in der Analyse zu berücksichtigen.⁶ Erzählformen wurden nun historisiert und nach ihren epochenspezifischen Funktionen befragt. Monika Fludernik entwickelte in ihrem Buch *Towards a ›Natural Narratology* (London 1996) konsequent diesen diachronen Aspekt: Es sind die Hörenden und Lesenden, die im Verlauf der Rezeption aufgrund präexistenter kognitiver und narrativer Schemata Sinn stiften.⁷ Narrativität in diesem Sinne ist keine Eigenschaft des Textes, sondern resultiert aus den historisch sich wandelnden Kontexten. So ergiebig Forschungen mit diesem Ansatz auch sein konnten, sie haben dazu geführt, dass das Feld narratologischer Studien immer unübersichtlicher geworden ist. Neben kontext- und themenbezogenen Ansätzen gibt es intermediale Applikationen und Erweiterungen der Erzähltheorie, pragmatische, kognitive und rezeptionsorientierte (Meta-)Narratologien, postmoderne und poststrukturalistische Dekonstruktionen der klassischen Narratologie, philosophische und andere interdisziplinäre Erzähltheorien.⁸

Alltägliches Erzählen wird neuerdings als performativer Akt verstanden, der fünf Dimensionen aufweist: Erzählerschaft (*tellership*), Erzählbarkeit (*tellability*), Einbettung oder Rahmen (*embeddedness*), Linearität bzw. Nichtlinearität und moralische Haltung (*moral stance*).⁹ Die Erzählbarkeit einer Erzählung hängt zuerst einmal davon ab, ob sie Interesse zu wecken vermag und nicht lediglich ein »Na und?« provoziert.¹⁰ Man erinnert sich an das Gegensatzpaar, das Walter Benjamin in seinem berühmten Aufsatz *Der Erzähler* aus dem Jahr 1936 postulierte: Erzählung versus Information oder (Tatsachen-)Bericht. Die Information verbirgt nichts, sie ist selbsterklärend.¹¹ Benjamin schreibt: »Die Information hat ihren Lohn mit dem Augenblick dahin, in dem sie neu war. [...] Anders die Erzählung; sie verausgabt sich nicht. Sie bewahrt ihre Kraft gesammelt und ist noch nach langer Zeit der Entfaltung fähig.«¹² Interesse erwecken Erzählungen, indem sie von Normen und Normenverstößen handeln. Kurt Röttgers spricht von der »Lizenz zur Unmoral zum Zweck der ethischen Reflexion der geltenden Moralen«.¹³ Erzählen wird als Simulation, als Probehandlung verstanden und gedeutet, die Situationen nachspielt, wiederholt, vorwegnimmt und ausprobiert. Erzählen einerseits und das Zuhören oder Lesen von Erzähltem andererseits machen uns, nach dieser Denkfigur, fit für die Welt.

Zusammenfassend drängt sich einem der Eindruck auf, dass diese Ansätze weit über das Feld des nur Literarischen hinausgreifen und eine anthropologische Erzähltheorie als Ziel ins Auge fassen. Einen bemerkenswerten Versuch in diese Richtung bildet Fritz Breithaupts *Kultur der Ausrede*. Das erste von sechs Kapiteln enthält im Titel die Hauptthese des Buches: »Die Geburt der Narration aus dem Sprechakt der Ausrede«.¹⁴ Die Ausrede, etwa die Adams, nicht das göttliche Gebot

übertreten zu haben, sondern von Eva zum (Mit-)Essen des Apfels aufgefordert worden zu sein, führt zu zwei Versionen des gleichen Sachverhaltes. Der *Master Story* Gottes steht Adams Version gegenüber, die – ohne den Sachverhalt zu leugnen – der Version Gottes einige Elemente hinzufügt, so dass sich das Gesamtbild verändert. Voraussetzung dieser zweiten Version ist Adams Fähigkeit, die Welt aus der Sicht eines anderen, eben des anklagenden Gottes, wahrnehmen zu können. Adams Ausrede setzt Empathie voraus.¹⁵ Breithaupt versteht nun die Ausrede als eine Form der Narration, die eine andere Version eines Sachverhaltes, eine alternative linguistische Wirklichkeit, zu schaffen vermag:

»Immer wenn zwei oder mehr Versionen eines Hergangs von intentional handelnden Akteuren gleichzeitig zur Verhandlung stehen, die sich nicht ausschließlich anhand des beobachteten objektiven Sachverhaltes unterscheiden lassen wie in der adamitischen Ausrede, liegt eine Narration vor.«¹⁶

Indem sie Kausalitäten stiften oder aber negieren, zielen Ausrede bzw. Erzählung darauf, ihre Adressaten (einschließlich der Ankläger) zu überzeugen und auf die Seite des Angeklagten zu ziehen. Folgende Fälle können die irreduzible Pluralität von Versionen respektive Narrativen veranlassen: sachlicher Widerspruch, verschiedenes Wissen oder Verständnis, doppelte Wortbedeutung oder Ambiguität, differierende Intentionen, Konflikte von Emotionen oder Gefühlen, auseinanderklaffende Werturteile, unterschiedliche Attribuierung von Verantwortung und moralische Unklarheit.¹⁷

Gänzlich neues Gelände betritt Breithaupt mit der Beantwortung der Frage, wie und warum die Menschen die Fähigkeit zum Erzählen entwickelt hätten und inwiefern die Keime des Erzählvermögens noch in heutigen Narrationen aufbewahrt seien.¹⁸ Dabei sieht er sich genötigt, gleich mehrere gängige Ansätze zu verwerfen. Weder vermag er den funktionalen Kern der Erzählung darin zu sehen, die totemistische Identität einer Gruppe zu stiften, wo doch Identitäts- und Ich-Zwangsvorstellungen der westlichen Moderne um 1900 geschuldet sind und nicht den untersuchten Ethnien; noch ist für ihn Klatsch und Tratsch Ersatz für das Lausen bei Affen inklusive der Menschenaffen (eine Form der emotionalen Gruppenbildung). Es lasse sich der Sprung vom körpernahen und gleichsam intimen Austausch von Zärtlichkeiten der Affen zum komplexen Sprachverhalten der Menschen nicht nachvollziehen. Darüber hinaus dienen Klatsch und Tratsch nicht dem »gegenseitigen Abtasten nach der wechselseitigen Befindlichkeit«, und sie festigen auch nicht »die Gruppe [...], indem alle Gruppenmitglieder einander schätzen«. ¹⁹ Er habe vielmehr abwesende Dritte zum Gegenstand, die dabei meist

schlecht abschneiden. Die Theorie schließlich, die einen Zusammenhang zwischen Ursprung und Funktion der Narration und Moral postuliert, gehe davon aus, dass Geschichten zeigen, wie Verfehlungen gegen das Gemeinwesen – etwa Schmarotzertum – bestraft werden. Die Bestrafung des Missbrauchs im narrativen Text sei insofern altruistisch (und also akzeptabel für die Zuhörenden), als »der Strafende selbst keinen unmittelbaren Vorteil hat, sondern Nachteile, da er sich Repressalien ausgesetzt sieht, aber der Gemeinschaft einen Dienst erweist und davon mittelbar profitiert«. ²⁰ Da aber die Narration das negativ sanktionierte Verhalten dar- und ausstellt, vermag dieses sowohl zu faszinieren als auch zur Nachahmung einzuladen. Breithaupt erinnert in diesem Zusammenhang an Platon und Jean-Jacques Rousseau, für die die Fiktion eher moralisch verwirre als Gutes stifte. Endlich wird auch die Antizipationsthese verabschiedet, die davon ausgeht, dass die Narrative die Teilnehmer der Erzählgemeinschaft mit potenziell bedrohlichen Situationen vertraut machten. Diese ließen sich in der Gruppe auch durch schlichte Information kommunizieren.

Bei der Erwägung evolutionsbiologischer Faktoren der Narrationsfähigkeit findet Breithaupt vorsprachliche Protonarrationen bei Primaten, etwa den Mantelpavianen. Die Standardsituation ist die: Ein Weibchen (A) und ein weibchenloses Männchen (B) begatten sich »illegitimerweise« und werden dabei von einem dominanten Männchen (X) erwischt. Fünf Teilschritte sind dabei zu beobachten: A und B entfernen sich von der Gruppe und tauschen Intimitäten aus, obwohl ihnen durch das ranghöhere Männchen (X) aggressives Verhalten droht, wenn sie erwischt werden (1). A und B bemerken das Nahen von X und beenden die Intimität (2). Mitunter werden Zeichen der Intimität wie der erregte Penis des Männchens (B) von diesem verdeckt (3). Eine alternative Tätigkeit wie Futtersuche wird begonnen (4). X wird dadurch über das vorgefallene Ereignis möglicherweise getäuscht (5). Mit Schritt zwei wird eingeleitet und mit Schritt drei und vier fortgesetzt, was man als strategisch bewussten Einsatz von Vorspiegelung falscher Tatsachen bezeichnen kann, um das dominante Männchen (X) von der Harmlosigkeit des Vorgefallenen zu überzeugen. Breithaupt liest diese Szenen einer Täuschung oder Ablenkung als Urszene der Ausrede und als eine gleichsam vorsprachliche gestische und theatralische bzw. pantomimische Narration. Die »Beurteilung« des Falles durch das dominante Männchen nähert sich der Rezeption von Narration, wenn es erkennt, dass mehr als eine Version die Situation erklären kann. Dazu müssen aktiv Kontexte aufgerufen und erwogen werden. Das dominante Männchen steht insofern unter Selektionsdruck, als die Nichtbestrafung das unterlegene Männchen zu weiteren »Seitensprüngen« ermuntert, die ungerechtfertigte oder überzogene Bestrafung es hingegen die Gruppe verlassen lässt. Und dieser

Keim des Erzählvermögens, die Ausrede, ist in heutigen Narrationen aufbewahrt. Mittels der Ausrede rücken wir einen Sachverhalt in das bestmögliche Licht und entwerfen eine alternative Realität, die neben der behaupteten vorläufig einzigen Wirklichkeit der Anklage zu bestehen versucht. Breithaupt bezeichnet sein Buch zu Recht als spekulativ, als eine Pyramide, die auf der Spitze einer einzigen Hypothese steht. Tatsächlich werden hier Hypothesen auf Hypothesen gebaut, dies aber mit Stringenz, Witz und Poesie.

Demgegenüber ist Albrecht Koschorke *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie* ernst gehalten, und wenn sich einem dabei ebenfalls das Bild einer Pyramide aufdrängt, so steht diese auf ihrer quadratischen Grundfläche. Trotz des anvisierten Fernziels einer »Allgemeinen Erzähltheorie« knüpft Koschorke gleich zu Beginn am Ausgangspunkt einer strukturalistischen Erzählanalyse an, den Roland Barthes bereits 1966 umrissen hatte: Die Erzählung als kulturelle Universalie durchquert alle Medien, historischen Epochen, Völker, Gesellschaftsschichten und Kulturen.²¹ Ebenso geht es Koschorke um eine über die Analyse literarischer Werke hinausgehende allgemeine bzw. Allgemeine Erzähltheorie.²²

Für Koschorke ist das »Erzählen [...] Organon einer unablässigen kulturellen Selbsttransformation«.²³ Es reagiert auf eine vom Menschen als zufällig erfahrene, »unbeherrschbare, hochgradig turbulente Umwelt«,²⁴ indem es sich Elemente aus dieser Umwelt anverwandelt und in redundante Schemata einfügt. Dadurch befriedigen Erzählungen ein Bedürfnis nach Erwartungssicherheit, um so »in ihrem Innern einen Bereich relativer Nichtzufälligkeit zu schaffen«.²⁵ Es ist die sprachlich elaborierte Form sozialen, ja sozialintegrativen Verhaltens. Als kulturelle Praxis wirkt Erzählen wiederum zurück auf die Lebensrealität. Es eignet sich deshalb dafür, weil es auf allen nur denkbaren Aktionsebenen (individuell, intersubjektiv, gesellschaftlich, historisch) ein Instrument des Wandels und der Entwicklung abgeben kann. Es erprobt »Möglichkeiten der Ereignisverkettung« mit vielfältigen Folgen auf den disparaten Feldern des kulturellen Wissens.²⁶ Die Grundoperation des Erzählens zeichnet sich dadurch aus, dass sie »komplexe Gegebenheiten in eine sequentielle Ordnung« überführt.²⁷ Dass diese Ordnungen nicht logisch im strengen Sinne sein müssen, sondern alternative Verknüpfungen ausprobieren, bezeichnet Koschorke als Prozess der Rationalisierung: »Die Erzählung bietet sich als ein Medium an, um die Welt unter dem Vorzeichen eines magischen oder auch paranoiden Beziehungszwangs zu gestalten.«²⁸ Das kommt einem vertraut vor, auch wenn Koschorke dem erzähltheoretischen Standardrepertoire eine oft überraschende Neuformulierung und aphoristische Zuspitzung abzugewinnen vermag.

Varianz entsteht nach der historischen und vergleichenden Erzählforschung unter anderem durch Vergessen respektive Rekonstruktion (blinde oder stumpfe Motive werden weggelassen oder neu begründet), durch Kontextanpassung, Akkulturation und Adaptation (zum Beispiel Aktualisierung, Requisitenverschiebung, Anpassung an sich wandelnde sprachliche, geografische, ethnische, religiöse, kulturelle oder zeitgebundene Rahmenbedingungen), durch Anpassung an Erzählschemata wie Dreigliedrigkeit oder durch die Reduktion oder Vervielfältigung von Episoden.²⁹ Aber auch die biografischen und individuellen Voraussetzungen des jeweiligen Erzählers oder der jeweiligen Erzählerin führen zu immer neuen Varianten.³⁰ Koschorke erklärt es anders und simpler: Bei der Erzählung sind Reduktion und Schemabildung wirksam und formbildend; indem das »eigenwillige Detail« sich aber dem Schema verweigert, kommt eine für die Erzählung vitale Spannung zwischen Redundanz und Variation zustande. Motivierende Konjunktionen wie »weil«, »da«, »denn« stiften die für das Narrativ notwendige Kohärenz. Vor allem aber wird das Geschehen personalisiert. Durch Fokalisierung werden eine oder mehrere Perspektiven etabliert; und mittels der internen Fokalisierung kann die epische Fiktion den Hörer oder Leser in das Innenleben fremder Personen versetzen.

Geschichten transportieren Affektladungen (Unterhaltung, Ablenkung, Entlastung, Beschwichtigung von Ängsten, Sinnstiftung). Dem kann man nur zustimmen; ebenso der Beobachtung, dass Dinge durch das Erzählen »leichter und schwebender scheinen«, da sie vom »Situationsdruck des Hier und Jetzt« entlastet seien.³¹ Eindrücklicher legte allerdings schon vor mehr als einem halben Jahrhundert Ulrich in Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* von der Attraktionskraft und elementaren Freude des Erzählens Zeugnis ab. Es ist dort die Rede vom »primitiv Epische[n]«, vom Gesetz des Lebens, nach dem der Einzelne sich sehne. Und dieses Gesetz sei kein anderes als das der *narrativen Ordnung*:

»Jener einfachen Ordnung, die darin besteht, dass man sagen kann: ›Als das geschehen war, hat sich jenes ereignet!‹ Es ist die einfache Reihenfolge, die Abbildung der überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens in einer eindimensionalen, wie ein Mathematiker sagen würde, was uns beruhigt; die Aufreihung alles dessen, was in Raum und Zeit geschehen ist, auf einen Faden, eben jenen berühmten ›Faden der Erzählung‹, aus dem nun also auch der Lebensfaden besteht. Wohl dem, der sagen kann ›als‹, ›ehe‹ und ›nachdem!‹ Es mag ihm Schlechtes widerfahren sein, oder er mag sich in Schmerzen gewunden haben: sobald er imstande ist, die Ereignisse in der Reihenfolge ihres zeitlichen Ablaufes wiederzugeben, wird ihm so wohl, als schiene ihm die Sonne auf den Magen.

[...] sie [die Menschen, A.M.] lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch diesen Eindruck, dass ihr Leben einen ›Lauf‹ habe, irgendwie im Chaos geborgen.«³²

Es fällt auf, dass dem Musil'schen Helden das bloße Nacheinander, die temporale Ordnung genügt; bereits hier stellt sich jene autobiografische Kohärenz ein, die die Lebensgeschichte ausmacht. Er bedarf der motivierenden Konjunktionen, von denen Koschorke spricht, im Grund nicht. Denn erzählen *ist* erklären.

In einem zentralen Kapitel (»Kulturelles Feld«) grenzt sich Koschorke, unter Zuhilfenahme von Jurij Lotman und Paul Veyne, von soziologischer Engstirnigkeit in der Fixierung auf »Sinn« ab, um eine offene Kultursemiotik, in der Missverstehen und Aneinander-Vorbeireden nicht die Ausnahme, sondern die Regel sind, als Grundlage einer allgemeinen Erzähltheorie zu etablieren. Die Sinnvergessenheit zeichnet für ihn alltagsweltliche Handlungen grundsätzlich aus. Der »primitive« ebenso wie der moderne Mensch kommen mit sich widersprechenden Programmen und Botschaften durchaus klar. Erzählungen, die sich widersprechende Bezüge abdunkeln und neutralisieren, sind dafür ein wirkungsvolles Instrument. Ähnlich wie die räumliche Kultursemiotik ist auch die zeitliche Organisation der Gesellschaft komplex – es herrschen hier unterschiedliche Tempi, Phrasierungen und Repetitionsmuster, an deren Modellierung das Erzählen passiv wie aktiv teilhat.

Koschorke arbeitet konsequenterweise die Analogie von Erzählung und Institution heraus. Wie die sozialen Einrichtungen vom »Aufwand improvisierter Motivbildung« (Arnold Gehlen) entlasten, so funktionieren auch Erzählschemata als eine Art Proto-Institution. Auch epistemische Narrative (ein Verfahren der Wissenschaft, Daten zu organisieren) werden nicht vergessen. Und im Zusammenhang der »Koexistenz konfligierender Normenpaare« werden wir einer spannenden Analyse von Gen. 1,27 (Gottesebenbildlichkeit des Menschen) und Gen. 3,5 (Sündenfall) teilhaftig, die einander auszuschließen scheinen.³³ Diese paradoxe Fügung erhält die Erzählung am Leben, Widerspruchsfreiheit würde sie erstarren und absterben lassen. Es ist hier der seltene Fall, wo dem Leser die eingehende Analyse einer Erzählung geboten wird und nicht nur abstrakte Metatheorie. Davon hätte man sich mehr gewünscht.

Koschorkes Buch ist ein umfangreicher, überaus gelehrter Essay, ein langes Prolegomenon einer künftigen wissenschaftlichen allgemeinen Erzähltheorie. Im Gegensatz zu Breithaupts spekulativer Studie inspiriert es den Leser weniger, erschöpft ihn aber umso mehr. Besonders eine Frage vermisst man bei ihm, nämlich die, ob der Erzähltheorie nicht allmählich ihr Untersuchungsgegenstand

abhanden kommt. Während sich noch bei einem Wilhelm Schapp das Erzählen und Hören von Geschichten jederzeit »als eine Art Kulturnotwendigkeit im menschlichen Alltag Geltung verschafft«,³⁴ ist nun mehr als fünfzig Jahre später die Rede vom Bindungsverlust und vom schwindenden Vermögen, sich auf »eigene und fremde Geschichten einzulassen«.³⁵ Dass Koschorke diese Frage nicht stellt, nicht zu stellen vermag, hat damit zu tun, dass für ihn die Gesellschaft auf Gedeih und Verderb auf die Proto-Institution Erzählen angewiesen ist. Das ist gewiss eine selbstsichere Position gegenüber einem kulturkritischen Impressionismus, der nicht an die erzählerische Kraft von SMS und Internet glaubt; ob sie auch eine mutige ist, darf dagegen bezweifelt werden. Das bleibt aber eine Marginalie des Kritikers gegenüber einem überlegenen Versuch, das Erzählen als eine basale Kulturtechnik in seiner ganzen Pragmatik und Poetik vorzustellen. Beiden, Breithaupt und Koschorke, ist das gelungen.

Anmerkungen

- ¹ Vergleiche Matías Martínez und Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*, München 2007, S. 186 und 189.
- ² Ansgar Nünning und Vera Nünning: »Von der strukturalistischen Narratologie zur ›postklassischen‹ Erzähltheorie«, in: dies.: *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*, Trier 2002, S. 1–33, hier S. 6.
- ³ Vergleiche dazu das Nachwort des Herausgebers in der deutschen Ausgabe: Jochen Vogt: »Nachwort des Herausgebers«, in: Gérard Genette: *Die Erzählung*, aus dem Französischen übersetzt von Andreas Knop, München 2010, S. 273–277.
- ⁴ Nünning: *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*, a.a.O., S. III (»Vorwort«).
- ⁵ Sven Strasen: »Wie Erzählungen bedeuten. Pragmatische Narratologie«, in: Nünning: *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*, a.a.O., S. 185–218, hier S. 185.
- ⁶ Astrid Erll und Simone Roggendorf: »Kulturgeschichtliche Narratologie: die Historisierung und Kontextualisierung kultureller Narrative«, in: Nünning: *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*, a.a.O., S. 73–113, hier S. 78.
- ⁷ Ebd., S. 93.
- ⁸ Vergleiche Nünning: »Von der strukturalistischen Narratologie zur ›postklassischen‹ Erzähltheorie«, a.a.O., S. 10–13.
- ⁹ Vergleiche Wolfgang Kraus: »Das narrative Selbst und die Virulenz des Nicht-Erzählten«, in: Karen Joisten (Hg.): *Narrative Ethik. Das Gute und das Böse erzählen*, Berlin 2007, S. 25–43, hier S. 36–42, der sich auf Elinor Ochs und Lisa Capps: *Living Narrative. Creating Lives in Everyday Storytelling*, Cambridge, MA 2001, bezieht.

- ¹⁰ Marie-Laure Ryan: »Tellability«, in: David Herman, Manfred Jahn und dies. (Hg.): *Routledge Encyclopedia of Narrative Theory*, London 2005, S. 589–591.
- ¹¹ Sven Kramer: »Narrativität und Ethik. Walter Benjamin«, in: Joisten: *Narrative Ethik*, a.a.O., S. 135–150, hier S. 142.
- ¹² Walter Benjamin: »Der Erzähler«, in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. II/2, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt/M. 1991, S. 438–465, hier S. 445f.
- ¹³ Kurt Röttgers: »Menschliche Erfahrung. Gewalt begegnet dem Text des Erzählens (Alexander und Schehrezâd)«, in: Joisten: *Narrative Ethik*, a.a.O., S. 95–113, hier S. 113.
- ¹⁴ Fritz Breithaupt: *Kultur der Ausrede*, Berlin 2012, S. 22–59.
- ¹⁵ Vergleiche dazu Claudia Breger und Fritz Breithaupt (Hg.): *Empathie und Erzählung*, Freiburg i. B. 2010.
- ¹⁶ Breithaupt: *Kultur der Ausrede*, a.a.O., S. 38.
- ¹⁷ Ebd., S. 50–53.
- ¹⁸ Ebd., S. 60.
- ¹⁹ Ebd., S. 72.
- ²⁰ Ebd., S. 75.
- ²¹ Roland Barthes: »Introduction à l'analyse structurale des récits« [1966], in: ders.: *Œuvres complètes*, Bd. 2: 1966–1973, hg. von Éric Marty, Paris 1994, S. 74–103, hier S. 74.
- ²² Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt/M. 2012, S. 20.
- ²³ Ebd., S. 25.
- ²⁴ Uwe Schimank: »Weltgesellschaft und Nationalgesellschaft. Funktionen von Staatsgrenzen«, in: Bettina Heintz, Richard Münch und Hartmann Tyrell (Hg.): *Weltgesellschaft. Theoretische Zugänge und empirische Problemlagen*, Stuttgart 2005, S. 394–414, hier S. 407.
- ²⁵ Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, a.a.O., S. 47.
- ²⁶ Ebd., S. 214.
- ²⁷ Ebd., S. 236.
- ²⁸ Ebd., S. 80.
- ²⁹ Ulrich Marzolph: »Variante«, in: Rolf Brednich (Hg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*, Bd. 13, Berlin 2010, Sp. 1334–1338, hier Sp. 1335.
- ³⁰ Gabriela Kiliánová: »Variabilität«, in: ebd., Sp. 1327–1333, hier Sp. 1330.
- ³¹ Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, a.a.O., S. 108.
- ³² Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, Hamburg 1952, S. 649f.
- ³³ Koschorke: *Wahrheit und Erfindung*, a.a.O., S. 371–376.

³⁴ Vergleiche Wilhelm Schapp: *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding*, Frankfurt/M. 2004 (Orig. 1953).

³⁵ Thomas Rolf: »Die Geschichte steht für den Mann«. Ethische Aspekte der narrativen Repräsentation«, in: Joisten: *Narrative Ethik*, a.a.O., S. 151–167, hier S. 165.